

## **EIN RUF, DER INS INNERSTE TRIFFT**

*Von Paul Kreiner, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart*

„Berufung“: Wie der Fachkongress „Vocation – Gib Deinem Sinn ein Leben“ neu über diesen alten Begriff nachdenkt – in kirchlichen und gesellschaftlichen Umbruchszeiten.

Es war einer der dichtesten Fachkongresse seit langem. Nicht einfach deswegen, weil das Tagungszentrum Hohenheim mit gut 115 Teilnehmer:innen bis auf den letzten Platz ausgebucht und das Programm sehr kompakt war, sondern weil „Vocation – Gib Deinem Sinn ein Leben!“ so viele Dimensionen menschlicher Existenz gleichzeitig ansprach. Die wissenschaftlichen Aspekte dessen, was unter „Berufung“ verstanden werden kann, beschäftigten den Kopf, die Erzählungen von Menschen, die auf der Suche nach ihrem Lebenssinn einem „Ruf“ gefolgt sind – fröhlich oder zweifelnd, dauerhaft oder in manchen Wendungen – gingen ans Herz, manchmal an die Nieren. Und in Liturgiefeiern wurden sie dann auch vor Gott gebracht.

Das Publikum: Berufungskoaches-WaVe und Ausbilder auf dem Weg dahin, geistliche wie psychologische Lebensbegleiter:innen, Kleriker, vorwiegend aber Ordensleute, die eine vor Jahren erfahrene „Berufung“ leben, und schon auch solche, die sich im Kreise anderer darin bestärken wollten – angesichts des schier unaufhörlichen, deprimierenden Schrumpfens ihrer Gemeinschaften um sie herum. Da saßen, was sonst eher selten passiert, Vertreter:innen aller möglichen Ordensfamilien mal in gemeinsamer Runde zusammen, franziskanische, benediktinische, ignatianische und andere, weil das Problem ja alle angeht. Und mancher dachte wohl, Patentrezepte zur „Vermehrung geistlicher Berufungen“ mit nach Hause nehmen zu können. Was so einfach dann doch nicht war.

### **Berufen für die Welt**

„Berufung“ wird in kirchlichen Kreisen tendenziell als etwas Geistliches verstanden. Aber dann erzählt Heiner Geigle von „Zahnärzte ohne Grenzen“, wie er sich nach Studium, Familiengründung und Einrichtung der eigenen Praxis fragte: „War’s das schon?“ Und wie er seither eine Erfüllung darin findet, jährlich für mehrere Wochen Patientinnen in Sambia zu behandeln, die sonst keinen Zahnarzt haben. Oder Marietta Hagenay: Sie engagiert sich leidenschaftlich gegen Prostitution, gegen „Sexkauf“ – indem sie junge Mädchen in Osteuropa darüber aufklärt, was ihnen anstelle goldener Zeiten blüht, wenn sie sich von falschen Versprechungen nach Deutschland locken lassen, und indem sie mit der Organisation „Solwodi“ (Solidarity with Women in Distress) die Politik bestürmt, endlich wirksame Gesetze dagegen zu erlassen.

Oder der fröhliche Schweizer Hännes Tischhauser, mit dem dann doch Gott ins Spiel kommt, weil dieser ihn – wie Tischhauser sagt – in recht handfestem Zugriff vom Alkohol befreit, ins kanadische Vancouver geführt und dort zur Einrichtung einer Straßenküche für „Leute von ganz unten“ bewogen hat.

Unter der ersten Tagungssektion „Wie gibt Leben Sinn?“ berichtete der Student Benedikt Döllmann, Grüner Stadt- und Kreisrat in Tübingen, der sich als „radikal zuversichtlichen Menschen“ beschreibt, wie er als Kommunalpolitiker das Leben mancher Menschen erleichtern kann – und wie er immer wieder Rückschläge verkraften muss, nicht zuletzt bei Haushaltsberatungen. Hoffnung, sagt Döllmann, sei auch harte Arbeit: „Hoffnung heißt nicht, alles wird gut.“ Und trotzdem macht er weiter.

### **Kommt etwas auf uns zu, oder wollen wir in die Zukunft gehen?**

Das ist das Thema von Andreas Krafft, des Zukunftsforschers an der Hochschule Sankt Gallen, der das internationale Forschungsnetzwerk Hoffnungsbarometer leitet. Zukunft sagt er, sei immer das Produkt unserer Hoffnungen, Erwartungen und Befürchtungen, und es sei Einstellungssache, ob wir etwas „auf uns zukommen“ sehen oder ob wir „in die Zukunft gehen“. Nicht, „wie wird die Zukunft sein?“, rät er zu fragen, sondern: „Wie soll sie sein?“

Hinderlich dabei scheinen derzeit die Einstellungen der Menschen. Aus seinen Studien in der Schweiz zitiert Krafft, 87 Prozent der Befragten hielten ein „Krisenszenario“ für möglich. Geradezu „verheerend“ nennt Krafft einen damit zusammenhängenden Befund: Die junge Generation denkt nicht, dass es ihr besser gehen wird als ihren Eltern. Dabei haben die jungen Leute nicht materiellen Wohlstand im Blick, sondern Lebensqualität, Umwelt- und gesellschaftliche Probleme.

Mehr Optimismus!? Krafft schüttelt den Kopf. „Optimismus schadet mitunter auch, weil er illusorisch ist.“ Hoffnung hingen – wenn auch „immer mit der Möglichkeit der Enttäuschung verbunden“ – sei realistisch: „Wir können etwas verbessern.“ Aber erst müsse sich der Mensch klar darüber werden, was er überhaupt wolle, einen „Herzenswunsch“ formulieren. Und zu Hoffnung werde der Wunsch durch den Glauben – zumindest an die Möglichkeit, dass das Ziel erreichbar sei. Es brauche Selbstvertrauen, Hilfen, Willensstärke und soziale Beziehungen, darüber hinaus hülfe Natur und Spiritualität: „Was sich selbst nicht schaffe, überlasse ich Gott. Damit wird meine Hoffnung grenzenlos.“

Was aber würden dazu andere Zukunftsforscher sagen, die aufgrund fehlender eigener Religiosität oder der ihres Publikums nicht auf „Glauben“ rekurrieren können? Krafft antwortet, Glaube sei „immer da“, nur sei nicht immer klar, woran: „Ohne ihn können wir in der Zukunftsforschung nicht operieren.“ In den Studien sieht es Krafft als empirisch nachgewiesen: Menschen mit christlichem Glauben seien „signifikant hoffnungsvoller“ – jedenfalls was ein eigenes besseres Leben betreffe. „In Bezug auf die Erwartungen für Welt und Gesellschaft gibt es keinen Unterschied.“